

Differenzierungsarbeit zwischen Grundlagen- und Anwendungsforschung: (Auto-)Ethnographische Erkundungen eines Forschungskollektivs

Katharina Leimbach, Thomas Hoebel, Maren Oldenburg und Dörte Negal

Beitrag zur Veranstaltung »Grenzgänge qualitativer Methoden: Übergänge und Transformationen zwischen Grundlagen- und Anwendungsforschung« der Sektion Methoden der Qualitativen Sozialforschung

Einleitung

Wie gebrauchen Sozialforscher*innen Kategorien, mit denen sie Personen nicht nur bezeichnen, sondern gruppieren und überhaupt zu einem bestimmten Typus erheben? Wer ist mit ihnen zusammen in den betreffenden Arbeitsschritten involviert – und in welcher konkreten Form? Wie reflektieren sie diesen Kategoriengebrauch, welche Schlüsse ziehen sie daraus für den Forschungsprozess selbst, gerade, wenn sie noch in ihn verstrickt sind? – Es besteht gewiss kein Mangel an theoretisch gehaltvollen Beiträgen dazu, wie personenbezogene Kategorien und Klassifikationen den gesellschaftlichen Alltag durchziehen, insbesondere im Hinblick auf ihre sozialstrukturellen und soziokulturellen Konsequenzen für die gruppierten Personen (siehe nur Tilly 1998; Smith 2001; Brubaker 2007; Hirschauer 2017; Fourcade und Healy 2024). Ebenso wenig fehlt es an methodischen Empfehlungen dazu, im qualitativen Forschungsprozess personenbezogene Kategorien zu erzeugen – was nicht selten mit Typenbildungen einhergeht (stellvertretend Kelle und Kluge 2010). Luc Boltanski (2013, S. 451 f.) sieht darin geradezu ein soziologisches Kerngeschäft. Recht mager sieht es jedoch aus, wenn es um den Kategoriengebrauch in konkret stattfindenden Forschungsprozessen geht. Mit unserem Beitrag argumentieren wir für eine empirische Beschäftigung mit dem forscherschen Kategoriengebrauch in der Forschungspraxis selbst. Wir sprechen dafür in „sensibilisierender“ Absicht (Blumer 1954) von *Differenzierungsarbeit* und skizzieren, dass sich diese Arbeit nicht nur, aber geradezu paradigmatisch auf dem Grenzgang zwischen Anwendungs- und Grundlagenforschung ereignet.

Insgesamt gehen wir in diesem Text vier Schritte. Zunächst beginnen wir mit einer Episode aus einem unserer Forschungsvorhaben, die verdeutlicht, wie Forschende zusammen mit den beteiligten Forschungssubjekten Kategorien gebrauchen. Die Episode stellt eine verdichtete und stilisierte Erfahrung dar, die auf eine autoethnografische Reflexion zurückführt (siehe zu diesem methodischen Vorgehen Ellis et al. 2010; Winkler 2018; Greschke 2024; Boll 2024).

Im zweiten Schritt betrachten wir, wie sich qualitativ Forschende typischerweise damit befassen, dass und wie expliziter oder impliziter Kategoriengebrauch in konkrete Untersuchungsergebnisse qualitativer Forschung einfließt.

Im dritten Schritt befragen wir die zuvor umrissene Forschungskonvention kritisch, indem wir den Kategoriengebrauch, wie wir ihn in der Episode skizziert haben, selbst zum Untersuchungsgegenstand machen. Wir plädieren dabei für eine prozessuale Perspektive auf einen humandifferenzierenden Kategoriengebrauch in qualitativen Untersuchungen – im Unterschied dazu, sich mit humandifferenzierenden Kategorien nur mit Blick auf die Produkte forscherschen Arbeitens zu befassen. Dafür schlagen wir das Konzept der Differenzierungsarbeit vor. Wir verstehen dieses als ein sensibilisierendes Konzept im Sinne Herbert Blumers (1954), das als abstrakte, vage und offene Idee fungiert, um im konkreten Einzelfall eines Forschungsprozesses oder vergleichend – auf der Suche nach Mustern – zu untersuchen, wie sich Kategoriengebrauch ereignet und den Beteiligten selbst vor Augen steht.

Unser Punkt ist, dass wir es hier im Kern mit einem mal mehr, mal weniger iterativen Entscheidungsprozess zu tun haben, in den je nach Forschungssituation diverse Beteiligte und ein imaginiertes Publikum eingebunden sind – ein Entscheidungsprozess, in dem an vielen Stellen nicht nur zur Disposition steht, welche Humandifferenzierungen explizit gemacht werden können, sollen und dürfen und welche implizit bleiben, sondern insbesondere auch an der konkreten Bedeutung der Kategorien und ihrer Beziehung zueinander gearbeitet wird. Untersuchenswert scheint uns dabei insbesondere zu sein, in welchen Situationen dieses *meaning-making* wie erfolgt: apriorisch, deduktiv, induktiv oder abduktiv.

Viertens und abschließend befassen wir uns mit der Unterscheidung von Grundlagen- und Anwendungsforschung. Mit Blick auf die uns interessierende Differenzierungsarbeit ist unser Eindruck, dass die Unterscheidung nicht geeignet ist, um Forschungsprozesse im Ganzen voneinander zu unterscheiden. Vielmehr ist unsere These, dass in Situationen, in denen die Beteiligten mit- und gegeneinander humandifferenzierende Kategorien explizieren oder es unterlassen, das für sie passende Verhältnis von Grundlagen- und Anwendungsinteressen zu bestimmen versuchen – und Forschung jeweils für den Moment stabilisieren.

Autoethnografische Forschungsepisode: Im Dialog mit Polizist*innen

Die folgende Episode macht die Planungsphase eines Forschungsprojektes zum Gegenstand. Hierbei geht es um ein Projekt, dessen Idee während eines Forschungsaufenthalts an der University of Alberta in Kanada entstand. Die folgende Darstellung geht auf die Forschungserfahrungen von Katharina Leimbach zurück. Die Forschungsnotiz ist daher in der ersten Person Singular verfasst.

Während meiner Zeit als Gastwissenschaftlerin in Kanada unterstützte ich das Team des Alberta Prison Projects bei der Durchführung von qualitativen Interviews mit im Gefängnis inhaftierten Menschen, die einen Tag vor ihrer Entlassung stehen. Ohne nun weiter auf dieses Projekt eingehen zu können, begann ich mich während der Interviews und vor dem Hintergrund meiner Interviewerfahrung mit Strafgefangenen in Deutschland zu fragen, was es genau ist, was bei den Menschen passiert, die vielfach im Gefängnis inhaftiert sind. Es handelt sich überwiegend um Personen, die diskontinuierliche Biografien (Bereswill 2010) aufweisen und meist schon früh in ihrer Kindheit oder Jugend in Kontakt mit Institutionen sozialer Hilfe und sozialer Kontrolle gekommen sind. Ich wollte daher herausfinden, wie mit bereits straffällig gewordenen und systembekannten Menschen gearbeitet wird, wie die Adressat*innen der Programme dies empfinden und wie ein Scheitern institutioneller Hilfen entsteht. Ich berichtete der Projekt-

leiterin von meinem Forschungsinteresse und sie stellte umgehend einen Kontakt zur Polizei in Edmonton, Alberta her und bestärkte mich darin, ein solches Projekt zu planen. Im Dezember 2024 saß ich dann bei der Edmonton Police und stellte mein Vorhaben vor. Wie es für eine ethnografische Forscherin typisch ist, hatte ich wenige konkrete Vorstellungen davon, was mich eigentlich erwarten würde, und lediglich eine lose Idee, die ich dann der Forschungsabteilung der Polizei und den Leiter*innen der Abteilung für Prävention und Intervention vorstellte. Mit der gewohnten kanadischen Freundlichkeit bestätigten sie mir, dass sie das Vorhaben großartig fänden und sie gerne Informationen über ihr Jugendkriminalitätsprogramm teilten, das sich an die 50 kriminellsten Jugendlichen der Stadt richtet und verhindern sollte, dass diese inhaftiert werden. Doch statt an den Prozessen des Scheiterns waren die Polizeibeamt*innen eher an den Erfolgen des Programmes interessiert. Um zu verhindern, zu einer Evaluationsdienstleisterin zu werden, glättete ich die Wogen, indem ich vorschlug, die Interaktionen zwischen Polizist*innen und Jugendlichen zu beobachten.

Wieder zurück in Deutschland verfasste ich in grundlagentheoretischer Manier einen Antrag für ein Forschungsstipendium. Dabei ist mein Schreibprozess nicht nur mit Auseinandersetzungen über das Thema mit Kolleg*innen begleitet, sondern auch davon, dass der Antragstext wiederholt von verschiedenen Kolleg*innen redigiert wird. Die Hinweise meiner Kolleg*innen und der iterative Überarbeitungsprozess des Antragstextes veränderten schließlich Jugendkriminalität zu Jugenddelinquenz, Scheitern und Erfolg zu Interaktionen zwischen Jugendlichen und Polizist*innen und narrative Interviews zu trauma-informierter Interviewführung (ein spezifisch nordamerikanisches Vorgehen bei als vulnerabel eingestuften Gruppen).

Parallel dazu läuft die Antragstellung bei der Edmonton Police und ein Ethikantrag bei der University of Alberta. Grundlagentheoretische Begriffe müssen dann wieder umgewandelt werden in Begriffe, die Fachpraxis und Ethikkommission kurz und knapp begutachten können. So wird aus Jugenddelinquenz wieder Jugendkriminalität, die Erfolge des Projektes werden hervorgehoben und ich muss ein extra Schriftstück verfassen, welches meinen Umgang mit insbesondere indigenen Jugendlichen in den Programmen adressiert, da diese überproportional im kanadischen Justizsystem repräsentiert sind. Ich möchte diese Gruppe jedoch nicht gesondert betrachten, sondern im Kontext qualitativer Offenheit – und sie nicht als gesetztes Problem behandeln. Ich entwickle also mindestens eine Zwei-, wenn nicht sogar eine Dreisprachigkeit, mit eigenem Vokabular, teilweise unterschiedliche Vorgehensweisen und einer eigensinnigen Verwendung sozialer Kategorien. Und obwohl die Forschung noch nicht einmal begonnen hat, entstehen Pendelbewegungen zwischen den unterschiedlichen Sprachstilen und Logiken, die hier bereits die Antragstellung, Ethikantrag und Aushandlungen mit der Institution, in der ich forschen möchte, durchdringen. Bereits vor der eigentlichen Forschung beginnt das Ausformen sozialer Kategorien, die wahrscheinlich mühevoll zu einem späteren Zeitpunkt irritiert werden müssen, damit sich eben keine hegemonialen Kategorisierungen durchsetzen und es so zu einer bloßen Reproduktion institutioneller Logiken kommt.

Der Umgang mit zentralen Kategorien besteht hier aus einer „jonglierenden Bewegung“¹ zwischen den beteiligten Akteur*innen. Dabei entwickelt die Forscherin eine Mehrsprachigkeit, die es weit vor dem Beginn der eigentlichen Datenerhebung und der theoretischen Durchdringung erlaubt, personenbezogene Kategorien „herauszuschälen“.

Kategoriengebrauch im Forschungsprozess: methodologische Positionen

Sozialforscher*innen, die sich selbst als qualitativ arbeitend begreifen, diskutieren für gewöhnlich über Reflexivität, wenn sie sich mit den methodischen, theoretischen und argumentativen Entscheidungen befassen, die sie und andere während des Forschungsprozesses getroffen haben. Sie heben dann u.a. hervor, dass ihr wissenschaftliches Wissen situiert (Haraway 1988) ist und sie kein objektives und kontextuell losgelöstes Wissen produzieren. Zweifellos gibt es ein breites Bewusstsein dafür, dass Forschung ihre eigene soziale Ordnung hervorbringt (Lynch 2000). Während dabei ein bloßes Nacherzählen von Interpretationen als „schwache Reflexivität“ gilt, besteht die stärkere Variante in einer expliziten Auseinandersetzung damit, wie die eigene sozialstrukturelle und soziokulturelle Verortung und die „wechselseitige Verstrickung“ (Bereswill und Rieker 2008) mit den untersuchten Phänomenen die Forschungsergebnisse mitgestaltet (Kühner et al. 2016). Insbesondere Irritationen im Forschungsprozess als Analysequelle zu betrachten, wird dann häufig als reflexive Ermöglichung verstanden, um mit hegemonialen Wissensbeständen im Feld umgehen zu können (Richter et al. 2023), oftmals verbunden mit dem Hinweis, die eigenen forscherschen Praktiken sowie feldspezifischen Expertisen aufgrund der Irritationen produktiv weiterzuentwickeln.

Gegenstand dieser Reflexivität ist typischerweise die forschende Person in ihrem Verhältnis zum Untersuchungsfeld. Es handelt sich dabei allerdings um einen impliziten Objektivismus. Davon sprechen wir, wenn Subjektivität als Störfaktor angesehen wird, der den Erkenntnisgewinn ungünstig beeinflusst und potenziell verfälscht. In der Literatur ist dabei etwa von Einfluss (*influence*), Auswirkung (*impact*) oder Beeinflussung (*effect*) die Rede; „self-influence on the research“ (Ide und Beddoe 2024, S. 726), „impact of their biases, beliefs, and personal experiences on their research“ (Berger 2015, S. 220), „specific ways in which our own agendas affect the research at all points in the research process“ (Hesse-Biber 2012, S. 17). Auf diese Weise wird Reflexivität zu einem Kontrollinstrument oder einem Objektivierungswerkzeug, das eine Neutralisierung der eigenen Involvierung in Forschung anstrebt (Egli und Leimbach 2025, S. 4). Anders verhält sich eine reflexive Praxis, wenn sie zu einer Überbetonung des forschenden Subjekts wird, wie u.a. Pierre Bourdieu (2002) sie in seinen Ausführungen zur narzisstischen Reflexivität erörtert. Im Gegensatz zu einer wissenschaftlichen Reflexivität, die um die Güte der erzielten Ergebnisse kreist, kreist dieser Narzissmus ausschließlich um die eigene wissenschaftliche Positioniertheit – unabhängig von den Ergebnissen.

Das ist gleichwohl ein Extremfall. Doch auch ergebnisbezogene Reflexivität, ob schwach oder stark, hat ihre Limitationen, insofern sie den Forschungsprozess zwar ex-ante oder ex-post einrahmt, aber im konkreten Verlauf kaum zum Tragen kommt. Da Reflexivität letztlich ein textuelles Erzeugnis ist, das Leser*innen im Zuge der Publikation von Forschungsergebnissen entgegentritt, können wir so lediglich mutmaßen, wie es um so etwas wie „kommunikative Reflexivität“ (Knoblauch 2018, S. 232) in der Forschungspraxis bestellt ist. Wie steht es um die forschersche und empirische Auseinandersetzung mit

¹ Der Begriff entstand im Kontext gemeinsamer Überlegungen mit Maren Oldenburg innerhalb der Auseinandersetzung ihrer Forschungen zum Umgang Promovierender mit Differenzierungen und Kategorisierungen in qualitativen Forschungsprozessen. Eine Publikation dazu ist aktuell in Vorbereitung.

dem eigenen Kategoriengebrauch im unmittelbaren Tun? Momentaufnahmen, wie Interessierte sie in Publikationen zu lesen bekommen, sind zwar durchaus instruktiv. Sie greifen aber die *tatsächliche* Forschungspraxis nicht auf, denn es handelt sich um schriftliche Reflexionen im Veröffentlichungsprozess, nicht im Feld oder im Forschungskollektiv selbst.

Differenzierungsarbeit als sensibilisierendes Konzept

Was könnte es dagegen heißen, den Kategoriengebrauch in qualitativen Forschungen selbst zum Untersuchungsgegenstand zu machen? Wir schlagen vor, vom sensibilisierenden Konzept der Differenzierungsarbeit aus zu starten. Zu explorativen Zwecken sind sensibilisierende Konzepte bewusst vage und kommen mit wenigen theoretischen Vorüberlegungen über ein Phänomen aus. Dadurch zwingen sie Forschende förmlich dazu, ihr Vorverständnis in engem empirischem Kontakt mit dem untersuchten Phänomen zu überprüfen. Das Ziel ist, die jeweiligen Konzepte in der Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsbereich so weit zu konkretisieren, dass sie in nachvollziehbarer Weise analytische Aussagekraft über das studierte Phänomen gewinnen (Blumer 1954; Kelle und Kluge 2010, S. 29 f.).

Das Konzept der Differenzierungsarbeit soll das Augenmerk darauf lenken, wie Forschende den alltäglichen gesellschaftlichen Gebrauch von Kategorien und das damit verknüpfte Wissen der Beteiligten in ihrer konkreten Praxis aufnehmen und deuten – kurz: anhand eigener kognitiver Schemata und Routinen begegnen und dadurch anhand eigener Relevanzen, Erkenntnisinteressen, Methodologien und Begriffsapparate Forschungsergebnisse kreieren. Ein besonderes Interesse liegt dabei auf Problemen der Reproduktion, Verdinglichung oder Reifizierung alltäglichen Kategoriengebrauchs (im Sinn eines Auf- und Abwertens von Personenkreisen, Sachverhalten und Vorgängen) und wie diese in konkreten Fällen vonstattengeht. Das schließt auch die Frage ein, wie Forschende über wirkmächtige Kategorien diskutieren und reflektieren (können) (Walgenbach 2018). Das vorgeschlagene Konzept der Differenzierungsarbeit vereint im Kern die beiden Argumentheuristiken (1) „Problematize the Obvious“ und (2) „Making a Reversal“ (Abbott 2004, S. 123 f.). Das zu problematisierende Offensichtliche ist hier in *erster* Linie das Gewordensein von differenzierenden Kategorien im Forschungsalltag. Was im konkreten Gebrauch wie fixe Entitäten erscheint, ist das Resultat verzweigter und arbeitsteiliger kollektiver Aktivitäten (Becker 1982, S. 1 ff.; 2021, S. 75 ff.).

Das ist, wie wir meinen, Arbeit. Nicht selten: harte Arbeit. – Wir denken dabei nicht an Arbeit in einem engen, klassisch industriesoziologischen Sinne, also (instrumentelle) Herstellungs- und Produktionsprozesse in Abhängigkeitsverhältnissen (Lohn- bzw. Erwerbsarbeit). Wir sind vielmehr von einem pragmatistisch-interaktionistischen Verständnis von Arbeit inspiriert, wie es im Umfeld der Chicagoer Soziologie seit vielen Jahrzehnten stark gemacht wird. Zugrunde liegt hier keine objektivierende Definition von Arbeit. Es geht um situierte, genauer zu erkundende Arbeitsprozesse, in denen die Beteiligten mit- oder auch gegeneinander kraft ihrer leiblichen Involviertheit verfügbares Wissen in ein anderes Wissen umgestalten, Konstellationen von Objekten re-arrangieren und die Organisationsformen ausgestalten, in und an denen sie mitwirken.

Arbeit ist in dieser Perspektive „ein kontinuierlicher Organisations- und Reorganisationsprozess“ (Strübing 2007, S. 99) von expliziten wie impliziten Wissensbeständen, Materialitäten, Handlungsmustern und sozialen Gebilden, wobei u.a. eine Reduktion auf schier instrumentelle oder regelgeleitete Vorgehensweisen zu kurz griffe. Arbeit ist, dieser Sicht folgend, eine kollektive Tätigkeit des Ausgestaltens, die u.a. kreative, performative, expressive und kontingente Aspekte einschließt, die sich in gestaltenden Interaktionszusammenhängen mit oftmals vielfältigen Beteiligungskonstellationen vollziehen. Unser Forschungskollektiv befasst sich mit einem der mehreren Arbeitsvorhaben, insbesondere von Anselm

Strauss (1985, S. 1; 1993, S. 53 f.) typischerweise als Projekte oder Verlaufskurven (Trajekte) gefasst, wobei manche unmittelbar, andere dagegen eher mittelbar an den Vorhaben beteiligt sind. Die forschende Aufmerksamkeit liegt dabei zum einen ganz klassisch auf Fragen der Arbeitsteilung, die pragmatistisch-interaktionistisch gesehen jedoch nicht als konstant gegeben, sondern aus situativen Aushandlungen immer wieder neu hervorgeht. Zum anderen betont diese Perspektive den prozessualen Charakter von Arbeit und lenkt den Fokus darauf, wie die Beteiligten ausgewählte „Arbeitslinien“ (ein bestimmtes Spezialgebiet oder eine bestimmte Fertigkeit) konkret ausgestalten und zu „Arbeitsbögen“ (im Sinn einer Gesamtheit diverser Arbeitsvorgänge) verknüpfen, wobei es sich auch hier um ein fortlaufendes Ordnen, Auflösen und Re-Arrangieren handelt, das – darauf macht vor allem Susan Leigh Star (1991) aufmerksam – sichtbare (Handlungen, Körper, Maschinen, Gebäude, Dokumente ...) und unsichtbare Aspekte (implizite bzw. versteckte Vorannahmen, unhinterfragte Gewohnheiten, verschleierte Machtinteressen) umfasst. Forschen und Erfinden sind nach diesem Verständnis Arbeitsprozesse par excellence (Strübing 2007, S. 102). Mit Blick auf die von ihnen als „Geistesarbeit“ bezeichnete Praxis in den Geisteswissenschaften haben Steffen Martus und Carlos Spoerhase (2022) jüngst in eine vergleichbare Richtung argumentiert.

Das sensibilisierende Konzept der Differenzierungsarbeit erlaubt es in diesem Zusammenhang, nominales Differenzieren von Personen, Sachverhalten und Vorgängen und ordinales Kategorisieren in forschenden Arbeitsprozessen zu entdecken und in ihrer Bedeutsamkeit für die Beteiligten sowie in ihrer Konsequenzialität über ihre unmittelbare Verwendung hinaus fassbar zu machen. Im Zuge dieses Kategoriegebrauchs verknüpfen sich, so die von Star übernommene Annahme, ein sichtbares Machen mit nicht so ohne Weiteres sichtbaren Aspekten, die nonthematisch sind, unflektiert bleiben, beschwiegen oder aktiv versteckt werden (Star 1991).

Auf dem Grenzgang zwischen Grundlagen- und Anwendungsforschung

Die geschilderte Forschungsepisode macht darauf aufmerksam, dass sich die beiden Logiken der Grundlagen- und Anwendungsforschung zwar analytisch voneinander trennen lassen, sich bei dem, was wir annäherungsweise als Differenzierungsarbeit bezeichnen, aber „verwaschen“. Das erscheint uns insbesondere dann der Fall zu sein, wenn Forschende nicht autonom über ihre Feld- und Ressourcenzugänge verfügen, sondern hier mit mehr oder weniger interessierten Dritten zusammentreffen, die durch ihre Einflussnahme Kategorien in den Forschungsprozess einschreiben. Während die Gesprächspartner*innen der Edmonton Police etwa versuchen, ihre Evaluationsinteressen einfließen zu lassen, versucht die Forscherin, grundlagentheoretischen Antragslyriken zu entsprechen. In einem interaktiven Wechselspiel beziehen die Beteiligten beide Logiken aufeinander, wodurch sich im Verlauf personenbezogene Kategorien als geteilte, wenngleich mehrsprachige Verständigungsgrundlage „herausschälen“. Episoden wie diese legen eine grundsätzliche Fruchtbarkeit des Konzepts der Differenzierungsarbeit nahe, weil es den analytischen Fokus konsequent darauf lenkt, in welcher Weise, unter wessen Zutun und an welchen Stellen im Forschungsprozess sich Unterscheidungen zwischen Personenkreisen zu sozialen Kategorien formen, die dann als übertragbare Wirklichkeitsbehauptungen fungieren.

Unsere Vermutung ist, dass die Momente, in denen es darum geht, Anwendungs- und Grundlageninteressen miteinander zu vereinbaren, hier einen zentralen Stellenwert haben, weil dieser Grenzgang die Beteiligten erleben lässt, wie umstritten der Kategoriegebrauch ist, sie aber darauf aus sind, sich zu einigen (Boltanski und Thévenot 2007). Und auch dies endet möglicherweise in einer Mehrsprachigkeit, die je nach Kommunikationskontext der Forschung übersetzt werden muss. Gleichzeitig geht es

uns um einen breiten Ansatz, der sich auf den gesamten Forschungsprozess bezieht, nicht nur auf einzelne Momente. Daher plädieren wir mit unserem Argument dafür, qualitatives Arbeiten in all seinen Facetten zum Gegenstand zu erheben, und dabei die Probleme der Flüchtigkeit des Geschehens (Bergmann 1985) wie die der Schweigsamkeit des Sozialen (Hirschauer 2001) einzubinden, um Momentaufnahmen als auch ihre Verkettung mit Blick auf Reflexivität zu untersuchen. Wir starten mit der Dokumentation aller forschungsbezogenen Momente, etwa indem wir alle Treffen aufzeichnen, das Forschungstagebuch als Datenquelle ernst nehmen und unser weiteres eigenes Tun protokollieren, um es aus dem Bereich des Ungesagten herauszulösen. Eine Art kollektiver Autoethnografie erscheint uns momentan als ein probater Ansatz, um das Plädoyer empirisch zu übersetzen.

Literatur

- Abbott, Andrew. 2004. *Methods of Discovery. Heuristics for the Social Sciences*. New York: W.W. Norton.
- Becker, Howard S. 1982. *Art Worlds*. Berkeley: University of California Press.
- Becker, Howard S. 2021. *Soziologische Tricks. Wie wir über Forschung nachdenken können*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bereswill, Mechthild. 2010. Adoleszenz und biographische Diskontinuität bei hafterfahrenen jungen Männern. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 5:33–45.
- Bereswill, Mechthild, und Peter Rieker. 2008. Einführung: Wechselseitige Verstrickungen – soziale Dimensionen des Forschungsprozesses in der Soziologie sozialer Probleme. *Soziale Probleme* 19:5–12.
- Berger, Roni. 2015. Now I see it, now I don't: Researcher's position and reflexivity in qualitative research. *Qualitative Research* 15:219–234.
- Bergmann, Jörg. 1985. Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In *Entzauberte Wissenschaft: Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung (Sonderband 3 der Zeitschrift „Soziale Welt“)*, Hrsg. Wolfgang Bonß und Heinz Hartmann, 299–320. Göttingen: Schwarz.
- Blumer, Herbert. 1954. What is Wrong with Social Theory? *American Sociological Review* 19:3–10.
- Boll, Tobias. 2024. Meet "Me" in the Field(-Notes): The Selves and Self-Relations of Autoethnography. *Qualitative Inquiry* 30:674–683.
- Boltanski, Luc. 2013. *Rätsel und Komplotte. Kriminalliteratur, Paranoia, moderne Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc, und Laurent Thévenot. 2007. *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bourdieu, Pierre, et al. 2002. *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Köln: Herbert von Harlem Verlag.
- Brubaker, Rogers. 2007. *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Egli, Johanna, und Katharina Leimbach. 2025. Analytische Reflexivität als konsequente Bewusstwerdung über die Situation des beforschten Phänomens – Überlegungen entlang zweier Projekte über muslimische Jugend. *GiSo Zeitschrift für Sozialisationsforschung* 6:1–15.
- Ellis, Carolyn, Tony E. Adams und Arthur P. Bochner. 2010. Autoethnografie. In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, Hrsg. Günter Mey und Katja Mruck, 345–357. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fourcade, Marion, und Kieran Healy. 2024. *The Ordinal Society*. Cambridge: Harvard University Press.
- Greschke, Heike. 2024. "Positioning" Analysis with Autoethnography—Epistemic Explorations of Self-Reflexivity. *Qualitative Inquiry* 30:659–662.
- Hesse-Biber, Sharlene Nagy. 2012. Feminist Research. Exploring, interrogation, and tranforming the interconnections of epistemology, methodology, and method. In *The Handbook of Feminist Research: Theory and Praxis*, Hrsg. Sharlene Nagy Hesse-Biber, 2–26. Thousand Oaks: SAGE.

- Hirschauer, Stefan. 2001. Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. *Zeitschrift für Soziologie* 30:429–451.
- Hirschauer, Stefan, Hrsg. 2017. *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Ide, Yayoi, und Liz Beddoe. 2024. Challenging perspectives: Reflexivity as a critical approach to qualitative social work research. *Qualitative Social Work* 23:725–740.
- Kelle, Udo, und Susann Kluge. 2010. *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Martus, Steffen, und Carlos Spoerhase. 2022. *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*. Berlin: Suhrkamp.
- Smith, Dorothy E. 2001. Texts and the Ontology of Organizations and Institutions. *Culture and Organization* 7:159–198.
- Star, Susan L. 1991. The Sociology of the Invisible: The Primacy of Work in the Writings of Anselm Strauss. In *Social Organization and Social Process: Essays in Honor of Anselm Strauss*, 265–283. New York: Aldine de Gruyter.
- Strauss, Anselm L. 1993. *Continual Permutations of Action*. New York: Aldine de Gruyter.
- Strauss, Anselm L. 1985. Work and the Division of Labor. *The Sociological Quarterly* 26:1–19.
- Strübing, Jörg. 2007. *Anselm Strauss*. Konstanz: UVK.
- Tilly, Charles. 1998. *Durable Inequality*. Berkeley: University of California Press.
- Winkler, Ingo. 2018. Doing Autoethnography: Facing Challenges, Taking Choices, Accepting Responsibilities. *Qualitative Inquiry* 24:236–247.